



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Herbsttage in der Eifel : Kultur- und Landschaftsbilder.

1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Herbsttage in der Eifel

Kultur- und Landschaftsbilder von Julius R. Haarhaus

1



Die Zeiten sind noch nicht lange vorüber, wo für die Anwohner des Rheins der Name „Eifel“ etwas schreckhaftes hatte. In meinen Knabenjahren, die ich auf der rechten Rheinseite, am Siebengebirge und in der Neuwieder Gegend verlebte, pflegten wir jungen Wandrer, wenn wir unsre heimatlichen Höhen erstiegen, immer mit einem leichten Gruseln nach den weitgestreckten Berggründen und kahlen Kuppen jenseits des Stroms hinüberzuschauen, die bei uns damals noch als Landmarken einer terra incognita, eines von Gott und den Menschen gemiednen Gebiets galten. Einige in dieses verachtete und verrufne Land einschneidende Seitenthäler des Rheins, das romantische, von einem jederzeit fröhlichen Winzervölkchen bewohnte Urthal, das Brohlthal mit seinen Traßgruben, und das an vulkanischen Produkten so reiche Nettetthal, die Zugangsstraße zum Laacher See, waren allerdings dem Verkehre längst erschlossen, aber darüber hinaus war noch keiner von uns und unsern Bekannten gekommen. Was hätte man auch in einer Gegend zu suchen gehabt, wo Not und Hunger zu Hause sein sollten? Was aus der Eifel zu uns kam, war gewöhnlich nichts Erfreuliches: im Sommer Gewitterstürme und wochenlange Landregen, im Winter rauhe Winde und Schneetreiben, und im Zusammenhang damit der unerbetne Besuch von Schwarzwildrudeln, die Felder und Gärten im Rheinthale verwüsteten und häufig mit Hilfe geübter Schützen aus den nahen Garnisonen abgewehrt werden mußten. Sa die Eifel war nicht frei von dem Verdacht, hier und da noch Wölfe zu beherbergen, die allerdings ab und zu aus den Ardennen herüberstreifen mochten. Von den topographischen, kulturhistorischen und volkswirtschaftlichen Verhältnissen des Landes hatte man bei uns merkwürdig unklare Vorstellungen, und was man gelegentlich darüber erfuhr, war wenig geeignet, die Lust zu wecken, das Stiefkind der Rheinprovinz einmal aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

An Stimmen, die sich zu Gunsten der Eifel erhoben, hat es seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts freilich nicht gefehlt, aber die meisten sind ungehört verhallt. Schon im Jahre 1820 machte Leopold von Buch, der Altmeister der deutschen Geologie, auf die Bedeutung dieses Gebirgslands für die Geschichte der Erdbildung aufmerksam. „Die Eifel, so schreibt er, wird auch ihrerseits Führer und Lehrer werden, manche andre Gegend zu begreifen,

und ihre Kenntnis kann gar nicht umgangen werden, wenn man eine klare Ansicht der vulkanischen Erscheinungen auf Kontinenten erhalten will.“ Buchs großer Schüler, Heinrich von Dechen, bildete die Eiselforschung systematisch aus, sein „Geognostischer Führer zu der Vulkanreihe der Boreiereifel“ ist heute noch unübertroffen. Aber auch Archäologen und Historiker wurden zeitig genug auf die Eifel aufmerksam, jene durch zahlreiche und zum Teil sehr bedeutende Funde römischer Altertümer, diese durch mancherlei Urkunden aus dem Mittelalter, die von dem geradezu märchenhaften Reichtum der geistlichen Niederlassungen und der Kauflust der Eifeler Dynastengeschlechter beredtes Zeugnis ablegen. Die erste Sammlung solcher Geschichtsquellen veröffentlichte Schannat unter dem Titel: *Eislia illustrata* (deutsch von G. Bärsch, Köln, 1825/26). Eine Fortsetzung zu diesem selten gewordenen und gesuchten Werk, „*Eislia sacra* oder Geschichte der Klöster und geistlichen Stiftungen der Eifel,“ aus der Feder des Landgerichtskammerpräsidenten Schorn erschien in neuerer Zeit (Bonn, 1888/89). Schon in dem zweiten Bande des Niederrheinischen Jahrbuchs für Geschichte und Kunst (Bonn, 1844) machte Ernst Moritz Arndt den Versuch, ein größeres Publikum für die Eifel und ihre Naturschönheiten zu interessieren. „Sie hat des Schönen und Reizenden viel, heißt es da, sie ist wie alle Berg- und Waldblande vor den meisten andern Bezirken in Sitte, Art und Lebensweise eigentümlich, und überdem hat sie für den Menschenbeobachter, Mineralogen und Botaniker und auch für den Gewerbetreibenden viele der allerinhaltsvollsten Seiten, welche der Wißbegierige mit immer frischer Ergözung betrachten wird.“ Arndt glaubt sogar eine Erklärung für den Namen des Gebirges gefunden zu haben; „Eifel, so meint er, ist nichts anderes als ein abgebißenes und verstümmeltes Eichsfeld, sodaß sie mit dem thüringischen Eichsfeld auch die Namensgemeinschaft trüge, wie sie jetzt leider auch die Gemeinschaft mancher öden Stellen der Wälderverwüstung mit ihm hat.“ Der gute Vater Arndt, jedenfalls ein größerer Patriot als Etymologe, hat sich offenbar durch die häufige Erwähnung der reichen Eichelmast im Güterverzeichnis der Abtei Prüm, das wir Casarius von Mylendonk, dem gelehrten Mönche des zwölften Jahrhunderts, verdanken, zu einer Deutung verleiten lassen, die kaum noch die Zustimmung unsrer Philologen finden dürfte. Wie der verdienstvolle erste Vorsitzende des Eifelvereins, der Trierer Realgymnasialdirektor Dronke in seinem Eiselführer (Trier, S. Stephanus) mitteilt, erscheint die Namensform pagus *Eflinsis* schon in einer Schenkungsurkunde Pipins vom Jahre 762. Im Jahre 804 wird dieselbe Gegend pagus *Aquilensis* genannt, und in diesem Worte, das sich etwa durch „Wassergau“ verdeutschen läßt, will man die richtige Erklärung des Namens gefunden haben. Dem lateinischen *aqua* entspricht die im keltischen Sprachgebiete häufig vorkommende Wurzel *ap*. Eifel würde also soviel wie *Apulia*, Wasserland, bedeuten, was ziemlich einleuchtend ist, wenn man bedenkt, welchen Wert die zahlreichen krystallklaren und nie versiegenden Quellen und Bergwässer der Eifel für die Wasserversorgung der römischen Niederlassungen am Mittel- und Niederrhein hatten.

Die kleine Abschweifung auf das etymologische Gebiet möge man mir schon deshalb verzeihen, weil sie mir Gelegenheit bietet, Dronkes zu gedenken. Ihm und dem von ihm im Jahre 1888 begründeten und bis zu seinem kürzlich erfolgten Tode geleiteten Eifelverein verdankt die Eifel vor allem ihre Erschließung und volkswirtschaftliche Hebung. Dronke hat recht eigentlich den bösen Bann, der auf dem Lande zwischen Rhein, Mosel, Luxemburg und Belgien lag, gebrochen, er hat das Dornröschen aus jahrhundertlangem Schlafe geweckt, dessen Schönheit heute schon tausende Wandrer erfreut und beglückt. Zu Anfang der achtziger Jahre machte sich, man darf fast sagen, mit elementarer Gewalt eine Bewegung zu Gunsten der Eifel geltend, die nicht nur die Aufmerksamkeit privater Kreise, sondern, was weit bedeutamer ist, auch die der preussischen Regierung auf das bis dahin unleugbar stark vernachlässigte Gebiet lenkte und eine Reihe zweckentsprechend ins Werk gesetzter Maßnahmen anbahnte, deren Ergebnisse heute schon deutlich wahrnehmbar sind. Auch die rheinische Presse nahm sich mit Eifer des Landes an; so gebührt der „Kölnischen Zeitung“ das Verdienst, die Ursachen des thatsächlich vorhandenen Notstands schonungslos aufgedeckt und Winke zur Abhilfe erteilt zu haben. In der richtigen Erkenntnis, daß die sprichwörtliche Armut der Eifelbevölkerung nicht so sehr auf ungünstige klimatische und Bodenverhältnisse als auf den Mangel an Verkehrswegen, die eine Verwertung der Landesprodukte ermöglichen, zurückzuführen sei, hat die Regierung dann bald begonnen, Landstraßen und Schienenwege zu bauen. Auch die Wiederaufforstung des Ödlands, die Verbesserung des Ackerbodens und der Wiesen, die Reglung der Wasserläufe und die Hebung der altberühmten, noch immer bedeutenden Zucht des Eifeler Rindviehs werden seitdem mit staatlichen, kommunalen und privaten Mitteln betrieben. Weniger Erfolg hatten bisher die Versuche, dem Bergbau neuen Aufschwung zu geben, ja man hat sich entschließen müssen, den Betrieb zweier der größten Werke, der Mechernicher und Bleialfer Gruben, die schon seit der Römerzeit und seit dem sechzehnten Jahrhundert ausgebeutet wurden, wegen allzugroßer Armut der Erzgänge gänzlich einzustellen. Dafür bemüht sich jedoch die sehr rührigen Ortsgruppen des Eifelvereins, durch Anlegung von Wegen, Promenaden und Brücken, durch Errichtung von Wegweisern und Sitzbänken, durch Überwachung der Gasthöfe, durch Erhaltung der heimischen Altentümer und nicht zum wenigsten durch Vorträge und litterarische Publikationen den wenn auch nicht Gold so doch Silber führenden Touristenstrom in die Thäler der Eifel zu leiten.

So ist die Eifel gleichsam über Nacht „in Mode“ gekommen. Der Wandrer, der die stillen Bergthäler durchzieht, wird nicht mehr wie ehemals als eine Erscheinung aus einer andern Welt mißtrauisch oder neugierig angestaunt; man begrüßt ihn überall mit Zuverlässigkeit und Freundlichkeit, denn man weiß, daß er zu Hause dem wiederentdeckten alten romantischen Lande neue Freunde werben wird, die vielleicht schon im nächsten Jahre seinen Spuren folgen.

Auch der Schreiber dieser Zeilen hatte sich, durch die Berichte andrer veranlaßt, schon vor Jahren das stille Gelübde abgelegt, wenigstens einen Teil der Eifel zu besuchen. Er hat es nicht bereut, in den vom Wetter so begünstigten Septembertagen dieses Jahres endlich seinen Voratz ausgeführt zu haben. Wenn er in diesen Blättern seine unterwegs gemachten Beobachtungen mitteilt, so geschieht dies, um dem schönen Eifellande und seinen Bewohnern eine Dankeschuld für eine Reihe genußreicher Tage abzutragen und dem in so mancher Hinsicht beachtenswerten Landstriche auch außerhalb der Rheinprovinz Freunde zu erwerben.

Es war ein köstlicher Herbstmorgen, als mich das Dampfroß dem Städtchen Adenau, dem Ausgangspunkte meiner Wanderung entgegentrug. Im Rheinthale braute noch der Frühnebel, aber als der Zug bei Remagen in das Ahrthal einbog, brach die Sonne durch und beleuchtete die Einzelheiten der Landschaft deutlich genug, aber doch noch so, daß sie von dem für diese Gegend bezeichnenden, immer gutes Wetter verheißenden zartblauen Dufte überschleiert waren. Die Weinberge zur Rechten waren mir nie zuvor so sauber und wohlgepflegt erschienen wie heute. Das hatte freilich seinen triftigen Grund. Die Aussichten auf einen reichen Herbst waren seit der Nebenblüte gut gewesen, Regen und Sonne hatten ihre Schuldigkeit gethan, Sauerwurm und Pilzkrankheit, die Zerstörer so vieler Hoffnungen, waren ausgeblieben, und der Winzer konnte hier wie an der Mosel und im Rheingau einem nahezu „vollen Herbst“ entgegensehen. Für das Ahrthal, dessen Bewohner bis nach Altenahr hin fast ausschließlich vom Weinbau leben, hat der Ertrag ihrer Berge neuerdings doppelten Wert, da die allerorten begründeten Winzervereine nicht nur für eine rationellere Kultur des Rebstocks Sorge tragen, sondern auch dem Ahrweine, der früher eine vorwiegend lokale Bedeutung hatte, ein immer weiteres Absatzgebiet erschließen und selbst dem kleinsten Winzer die Verwertung seiner „Crescenz“ ermöglichen.

An der steilen, von Ruinen einer Burg gekrönten Basaltkuppe der Landsfron, dann an der bei Heppingen liegenden ausgedehnten Gebäudegruppe des Apollinarisbrunnens vorübergehend erreicht der Zug den freundlichen, mächtig aufstrebenden Badeort Neuenahr, und wenig Minuten später das uralte Winzer- und Gerberstädtchen Ahrweiler, das seine Befestigungsmauern und Thortürme aus dem dreizehnten Jahrhundert bis in unsre Zeit herübergerettet hat. Das im Jahre 1629 gegründete Franziskanerkloster Kalvarienberg auf dem Bergvorsprünge zur Linken, heute ein von Ursulinerinnen geleitetes Töchterpensionat, ist im letzten Sommer sehr vergrößert und in monumentaler Weise ausgebaut worden, wie überhaupt in letzter Zeit die geistlichen Orden der Rheinprovinz eine auffallend rege Bauthätigkeit entwickeln. Überall wachsen neue Klöster wie Pilze empor.

Wo sich das Thal der rauschenden, an Forellen reichen Ahr plötzlich verengt, liegt unter schroffen Schieferfelsen das weinberühmte und vielbesungne Walporzheim. Das Heilige und Profane ist hier, ähnlich wie in des Rhein-

ganz gesegneten Gebreiten, heiter verquickt: über der Thür eines den rheinischen Malern und Poeten wohlbekannten Gasthauses thront St. Petrus mit dem Himmelschlüssel. Lächelnd sieht er auf den durstigen Wandrer, der in dieses kleine Paradies einzieht, er weiß aus langjähriger Erfahrung, daß nicht jeder das Haus so sichern Schrittes verläßt, wie er es betritt. Denn der Walporzheimer, dieser König der würrigen „Ahrbleicherte,“ ist ein tückischer Tropfen, der sich wie Wasser trinkt, aber auch dem erprobten Becher bald zu Kopf steigt.

Oberhalb des Ortes springt eine messerscharfe, phantastisch geformte Felsplatte, die sogenannte „Bunte Kuh,“ weit über das Flußbett vor, an dem bald darauf steile Bergänge, die berühmten Weinlagen des Beatrizbergs und der Klosterlei aufsteigen. Rechts in der Thalbiegung grüßen die mit Schlinggewächsen überspannten Trümmer eines 1811 aufgehobnen und gesprengten Augustinerinnenklosters. Das Thal wird nun immer enger, wilder und malerischer; an den Weinorten Dernau und Mayshoß vorbei eilt der Zug über kunstvoll angelegte Brücken, Viadukte und in den Felsen gehauene Straßen nach Altenahr, der Perle des ganzen Thals. Hoch oben auf schroffem Grat kleben die letzten Ruinen der alten kurkölnischen Zwingburg Are, deren Mauern die Bürger Altenahrs, der ewigen Fehden und Belagerungen müde, im Jahre 1714 niederrißen. Allmählich verändert sich der Charakter des Thals, die Weinberge verschwinden, die Berge werden weniger steil und bedecken sich mit Wald, und der Fluß zieht gemächlich durch Wiesen dahin. Bei Dümpelfeld verläßt die Bahn das Thal der Ahr, um nun dem des Adenauer Bachs aufwärts zu folgen. Nach kurzer Fahrt läuft der Zug in Adenau, der Endstation der Ahrthalbahn, ein. Der Ort, ein freundliches, saubres Kreisstädtchen von etwa 1700 Einwohnern, zieht sich, wie die meisten Eifelstädte, im engen Thale, jeder Biegung des Flußlaufs folgend, langgestreckt dahin. Seine nahezu tausendjährige Vergangenheit merkt man ihm nicht an; wir dürfen annehmen, daß Adenau wie so viele andre Orte der Gegend wiederholt durch Feuerbrünste zerstört worden ist, deren Ausbruch und Umsichgreifen durch die Lage und Bauart der Häuser und nicht zum wenigsten durch die früher hier allgemein übliche Strohbedachung begünstigt wurde. Ein Franziskanerkloster, jedenfalls eine der ältesten Niederlassungen des Ordens in dieser Gegend, ist spurlos verschwunden, das Haus des Johanniterordens, ein ziemlich bescheidner Bau, ist heute zum Teil der königlichen Oberförsterei eingeräumt worden. Recht malerisch nimmt sich der Marktplatz aus, er wird von stattlichen, zum Teil mit Wappen und Inschriften geschmückten alten Häusern eingefast, deren einige einen weit überhängenden, auf Pfosten gestützten Oberbau aufweisen. An Läden fehlt es nicht, doch sind die feilgehaltenen Waren nach südländischem Brauche an den Häusern entlang auf den Schrittsteinen ausgebreitet. Obgleich die Landwirtschaft gerade im Kreise Adenau gegen die Viehzucht zurücktritt, bemerkte ich, wie später in andern Teilen der Eifel noch häufiger, landwirtschaftliche Maschinen zum Kaufe ausgestellt, die immer von Interessenten um-

lagert waren. Der Eifeler Bauer, unter seinen Berufsgenossen im deutschen Vaterlande vielleicht der allerkonservativste, lernt dank der ihm durch die neuerdings zahlreich begründeten landwirtschaftlichen Kinos zu teil gewordenen Belehrung allmählich einsehen, daß sein Acker bei zweckentsprechender Bewirtschaftung durchaus nicht so unergiebig ist, wie er bisher annahm. Namentlich von der Wirkung künstlicher Düngstoffe, gegen deren Einführung man sich anfangs geradezu gewehrt hatte, wußten mir zwei Landleute, mit denen ich über diesen für die Eifel so wichtigen Gegenstand sprach, wahre Wunder zu erzählen.

Im allgemeinen ist der Eifeler Bauer ein Mensch von recht einsilbiger Natur, der auf Erkundigungen nach seiner Lebensführung mit großer Zurückhaltung antwortet. Erkennt er jedoch wirkliches Interesse, so taut er bald auf und legt eine naive Heiterkeit an den Tag, die aber gelegentlich mit einer kleinen Dosis Bitterkeit gemischt ist. „Wenn wir die Eisenbahn nur zehn Jahre früher bekommen hätten!“ das ist der gewöhnliche Refrain seiner oft nur zu berechtigten Klagen. Im Kampfe um das tägliche Brot hat sich sein Verstand geschärft; die Skepsis, mit der er alles Neue betrachtet, entbehrt keineswegs der Logik. Als guter Katholik ist er fromm, ohne gerade bigott zu sein, für den Neubau oder die Ausschmückung der Kirche seines Heimatorts hat er, wenn er auch sonst noch so kümmerlich lebt, immer einige Groschen übrig. In seinem Wohngelaß, das er häufig mit den Hühnern teilt, hängt außer einem Madonnenbilde — besonders häufig sah ich Guido Renis Madonna — auch das Bild des Papstes, aber ebensowenig fehlt ein Kaiserporträt oder ein Gruppenbild der kaiserlichen Familie. Die Wirtsstuben, auch die bescheidensten, weisen neben Reklameplakaten durchgehends patriotische Darstellungen als Wandschmuck auf. Von dem bekannten Gruppenbilde des alten Kaisers, des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des Prinzen Wilhelm und dessen Erstgeborenen, den der greise Urgroßvater im Arme hält, scheint die ganze Restauflage in die Eifel gelangt zu sein; das Bild fand ich auf meiner Reise wohl an die zwanzigmal.

Das kleine Aidenau hat außer einigen kleinen Wirtshäusern vier ganz ansehnliche Gasthöfe, in denen Touristen mit nicht gerade übertriebenen Ansprüchen gute Unterkunft finden. Während der Herbstferien pflegen hier häufig rheinische Familien Aufenthalt zu nehmen, um von Aidenau aus die Hohe Eifel zu besuchen, deren höchste Erhebung, die 760 Meter hohe Basaltkuppe „Hohe Acht“ nur acht Kilometer entfernt ist. Die Aussicht von dort oben ist eine der großartigsten der ganzen Rheinprovinz. Bei klarem Wetter schweift der Blick über den größten Teil der Eifel von den Ardennen bis zum Westerwald. Unter besonders günstigen Witterungsverhältnissen soll sogar der Kölner Dom deutlich erkennbar sein.

Das Ziel meiner ersten Wanderung war Blankenheim. Ich verließ Aidenau am nördlichen Ende des Orts und wanderte die anfangs stark ansteigende Landstraße empor. Ich muß hier gleich bemerken, daß die Eifeler Chaussees wahre

Meisterwerke der Wegebaukunst sind. Mit den wenigen Ausnahmen der von Napoleon angelegten, gewöhnlich in schnurgerader Richtung bergauf und bergab geführten Straßen verdanken die Chausséen der Eifel der preussischen Regierung ihre Entstehung und Instandhaltung. Die Gemeinden sind fast durchgehends zu arm, als daß sie zu den sehr großen Kosten beisteuern könnten, aber allerorten erkennt man die Wohlthat solcher Anlagen dankbar an. Überall folgen die Landstraßen den Flußläufen, ziehn sich, häufig in schönen Serpentin, an den Abhängen der Gebirgszüge empor und fallen, wenn sie die Höhe des Bergrückens überwunden haben, ins nächste Flußthal ab, um diesem so weit wie möglich weiter zu folgen. Künftige Fußgänger, die zugleich geübte Kletterer sind, können den Weg natürlich sehr abkürzen. In der Mittel- und Osteifel, wo es an gutem Material, namentlich an Basalt nicht fehlt, ist die Decke der Chaussée immer eben und glatt wie eine Tenne. Im Westen, wo ein weicher Kalkstein als Belag verwandt wird, klagt man allerdings über den Zustand der Straßen, wenn anhaltendes Regen- oder Tauwetter eintritt. Wie ich mehrfach vernahm, bedürfen die Eifeler Chausséen oft lange Jahre hindurch keiner Ausbesserung und Neudeckung, was in dem erstaunlich geringen Verkehre, dem sie zu dienen haben, seine natürliche Erklärung findet. Bei meiner Wanderung von Adenau nach Blankenheim, also auf einer Strecke von nahezu 30 Kilometern, begegnete ich auf der Landstraße selbst nur drei Menschen, nämlich einem Landbriefträger, einem Radfahrer und einem Bauern, der eine Kuh führte! Für den „Menschenbeobachter“ gabs hier also nicht viel zu thun, desto reicher war die Ausbeute, die sich dem Naturfreunde und dem Liebhaber landschaftlicher Kabinettstücke darbot.

Schon beim Luftstiege zur Höhe des „Mönchsheide“ genannten Bergrückens durfte ich einen der schönsten Ausblicke genießen, die sich in der ganzen Hohen Eifel finden. Aus dem welligen Berglande hoch emporragend lag die Mürburg in südlicher Richtung vor mir, eine düstere Mauerkrone auf dem kahlen Scheitel eines hohen Basaltkegels. Inzwischen hatte sich ein kalter Wind erhoben, der phantastisch geformte blauschwarze Wolken über das Land dahinjagte. Zeitweise brach die Sonne durch. Ihre kraftlosen Strahlen beschienen immer irgend einen kleinen Ausschnitt des Landschaftsbildes; wenn sie gerade die Burgruine trafen, was mehrmals geschah, so entstand ein unvergleichlicher Beleuchtungseffekt, der allerdings nur von kurzer Dauer war. Die Mürburg ist die Geburtsstätte des streitbaren Kölner Erzbischofs Konrad von Hochstaden, unter dessen Regierung der Grundstein zum Kölner Dome gelegt wurde. Von der riesenhaften Burganlage, die in dieser Einöde doppelt überraschend wirkt, sind noch sehr stattliche Reste, z. B. ein Teil des zweifachen aus Basaltstein aufgeführten Mauerkranzes und der Hauptturm mit seinen drei Meter dicken Mauern übrig geblieben. Jahrhundertlang galt die Mürburg für uneinnehmbar, bis sie endlich im Jahre 1690 nach langer Belagerung von den Franzosen erstürmt und zerstört wurde. Aber wie sich in den gewaltigen Trümmern die Erinnerung an die düstern Seiten des mittelalterlichen Lebens, an blutige Fehden, kühne Handstreich und verzweifelte Ausfälle erhalten hat, so reden dort oben auch andre

Zeugen von den heitern Seiten früherer Zeit: Blumen und Sträucher aus fremden Ländern, die mehr oder weniger verwildert in den Spalten des schwarzen Gesteins weiterwuchern, flüstern von den Tagen, wo die Hand der Burgherrin im engen Kräutergärtlein die seltsamen Gewächse pflegte, die ein ergebener Knappe aus dem Gefolge des gestrengen Burgherrn vom fernen Morgenlande mitgebracht hatte.

Bald verlor ich das schöne Landschaftsbild aus den Augen, und ein aus Eichen, Buchen und Fichten gemischter Wald, den die Straße auf eine längere Strecke hin durchschneidet, nahm mich auf. Als Chausseebäume sind hier Kirschen angepflanzt, die aber nicht recht zu gedeihen scheinen. Sie waren bis in die Wipfel hinauf mit Moos und Flechten bedeckt, vielfach verkrüppelt und zum Teil von oben bis unten hohl. Überhaupt ist die reiche Flechtenflora für diesen Teil des Eifellandes bezeichnend; ich traf weiter aufwärts Fichten und Lärchen, die bis zur Erde hinabhängende Flechtensträhne zeigten, genau so, wie wir sie auf den Bildern der oberdeutschen Schulen, namentlich bei Albrecht Altdorfer und Hans Baldung Grün so häufig sehen. Am Ausgange des Waldes liegt ein ärmliches, aus wenigen Höfen und Hütten bestehendes Dorf, Honnerath. Gegen die dürftigen Häuschen mit ihren Lehmwänden und Strohdächern hebt sich die neue Kirche in auffallender Weise ab; man gewinnt den Eindruck, als ob hier zu Lande die Bevölkerung auf jeden Schmuck des eignen Heims verzichte, um das gemeinsame Heiligtum mit desto größerem Prunk — „Prunk“ natürlich im Rahmen der dortigen Verhältnisse verstanden — ausstatten zu können, eine Beobachtung, deren Richtigkeit ich häufig genug bestätigt fand. Von Honnerath aus, wo die Straße aufs neue ansteigt, begleiteten mich bis zum Rande der Mönchsheide schlanke Ebereschen, die typischen Chausseebäume der Eifel und des Westerwalds. Sie sind, obwohl vom wirtschaftlichen Standpunkte betrachtet so gut wie wertlos, mit ihrem frischgrünen, schöngefiederten Laube und den korallenroten Beerendolden ein wirklicher Schmuck der Landschaft und haben für diese Gegend überdies noch den nicht zu unterschätzenden Vorzug, die Krammetsvögel anzulocken, deren stark betriebener Fang während der Monate Oktober und November eine wichtige Erwerbsquelle für die Bevölkerung der Eifel ist. Die Vögel werden zu vielen Tausenden nach den großen niederrheinischen Städten versandt und bringen immer einen guten Preis. Auf den Wiesen in den Thälern blühten schon die Herbstzeitlosen, hier noch vereinzelt, späterhin in immer größern Mengen. Auf meiner weitem Wanderung sah ich einzelne Strecken, die sich aus der Ferne wie blaßviolette Teppiche ausnahmen. Auf den Höhen, namentlich am Waldrande, standen die Disteln wie Baumwollstauden. Jeder Windstoß trug ein wahres Schneegestöber von Samenflocken über die Gegend dahin, überall für die Weiterverbreitung dieser schönen, dem Landmann aber recht unerwünschten Pflanze sorgend. Wo Ginstergebüsch einige Schutz gegen Sturm und Regenschlag boten, waren zur Ausnutzung der dürftigen Honigweide Bienenstöcke aufgestellt, und zwar von der allerältesten, anderwärts längs aufgegebenen Konstruktion, wie wir sie nur noch aus alten Kalendervignetten kennen. Es sind Cylinder

aus Strohgeflecht, über die als Dach ein kegelförmiges spitzes Strohtürmchen nach Art der als Flaschenverpackung gebräuchlichen Hülsen gestülpt ist.

Die Mönchsheide, in die ich nun gelangte, ist ein anfangs aus Buchen, späterhin aus Kiefern bestehender ansehnlicher Wald. Auf der Höhe, wo ein Teil vor längerer Zeit gerodet worden war, fand ich eine Allee von hohen, sturmzerzausten Lärchen, die das Herz jedes Landschafters entzücken mußte. Wie rauh die Winde auf dieser Hochfläche meist wehen, konnte ich daraus erkennen, daß hier die Ebereschen nur noch strauchförmig vorkamen. Ihr leuchtend roter Beeren Schmuck hob sich gegen das Grün des mit plüschartigem Moose bedeckten Waldbodens wundervoll ab. Als einzige Vertreter der Vogelfauna bemerkte ich hier oben einen Flug Blutfinken, die mit monotonem Lockruf von Strauch zu Strauch zogen und sich an dem wohlgedeckten Tische gütlich thaten. Ihr Gefieder zeigte die kräftigen Farben, die bei dieser Vogelgattung nur das Freileben in den Wäldern rauher Gebirge zeitigt, die aber in der Gefangenschaft mehr und mehr verblasen. Wo der Höhenzug zum Thale des Wirftbachs ziemlich schroff abfällt und die Landstraße in mehreren Serpentinien hinabzieht, wurden die Kiefern nach und nach durch Wacholdersträucher verdrängt. Der Anblick dieser häufig vier bis fünf Meter hohen cypressenähnlichen Koniferen würde erfreulicher sein, wenn nicht ihr Vorkommen ein Anzeichen völliger Wertlosigkeit des Bodens wäre. Wie man mir versicherte, entschließt sich der Eifelbauer nur im äußersten Notfalle, Ödland in Kultur zu nehmen, das mit Wacholder bestanden ist.

Als ich unten auf der Thalsohle anlangte, hatte sich der Himmel wieder aufgeklärt. Auf den Wiesen weidete Rindvieh von gleichmäßig brauner Farbe, ein Kreuzungsprodukt des kleinen zähen Alteifeler Schlags und der neuerdings fast überall eingeführten, aus der bayrischen Pfalz bezognen Glanrasse. Dieses verhältnismäßig wenig aber fettreiche Milch gebende, magere Vieh scheint unter den örtlichen Verhältnissen gut fortzukommen, es hat auch als Zugvieh fast überall das kostspieligere und anspruchsvollere Pferd verdrängt. Man läßt das Jungvieh zwei Jahre lang auf die Weide gehn, spannt die Kühe im dritten und vierten Jahre vor Wagen und Pflug und verkauft sie dann an die Viehhändler, die je nach Aussehen und Gewicht des Tieres 400 bis 600 Mark dafür bezahlen. Da man doppelt so viele Kühe hält, als zur Feldarbeit erforderlich sind, mithin den Tieren an jedem zweiten Tage Ruhe gönnen kann, wird die Milchproduktion nicht oder doch nur wenig nachteilig beeinflusst. Auf diese Weise erzielt der Besitzer außer der Arbeitsleistung des Tieres den aus dem Verkauf erwachsenden Erlös als Reingewinn, da die Verwertung der Milch die Futterkosten, namentlich während der Stallfütterungszeit im Winter, völlig deckt. Die in frühern Zeiten regelmäßig eintretende Futternot dürfte heute, wo sich der Segen der energisch betriebnen Wiesenmeliorationen überall bemerkbar macht, kaum noch ernstlich zu befürchten sein.

An der breitesten Stelle des Thales liegt das Dörfchen Wirft, eine Gruppe uralter, strohgedeckter Lehmhütten. Das einzige neue, noch im Bau

begriffne Haus wurde aus Steinen aufgeführt, zeigte überhaupt in seiner ganzen Anlage einen gewissen Wohlstand. Wo die Straße das Dorf verläßt, steht eine kleine den vierzehn Nothelfern geweihte Kapelle am Wege. Die vielfarbigen Figürchen der gnadenreichen Heiligen standen in zwei übereinander angebrachten Reihen auf dem schmucklosen Steinaltärchen, sie hatten in Form und Farbe eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den buntverzierten Lebkuchenfiguren, wie sie auf den Jahrmärkten der Dörfer feilgeboden werden. Hilfsbedürftige oder dankbare Seelen hatten durch das Drahtgitter der Pforte als bescheidenes Opfer Papierblumen gesteckt, bei deren Anblick mir der Gedanke kam, die Not der armen Leute müsse in der That groß sein, wenn sie zu diesen Fettschen — anders kann ich diese Glanzproben künstlerischen Unvermögens beim besten Willen nicht bezeichnen — Vertrauen haben. Weit vom Ort entfernt, auf einem Schieferfels über der Uhr, in die sich der Wirtbach an dieser Stelle ergießt, liegen die Kirche und das Schulhaus. Der Geistliche, der dort oben gleichfalls seine Wohnung hat, muß sich wie ein kleiner Burgherr vorkommen, wenn er von seinem Fenster aus in das grüne Thal und auf das klare Forellenwasser, das den Fuß des Felsens umspült, hinabschaut. Um mir die etwa fünf Kilometer lange Schleife der Chaussee zu ersparen, stieg ich, nachdem ich den Uhrsteg überschritten hatte, zur Kirche empor, in der Erwartung, dort oben wieder die Straße zu erreichen. Diese Erwartung wurde freilich getäuscht, da die Chaussee offenbar eine weit größere Biegung machte, als ich vermutet hatte, und wie es schien in plötzlich veränderter Richtung über einen entfernten Höhenrücken dahinzog. Aber ich bereute den Aufstieg nicht. Weder die Kirche noch das Schulhaus war verschlossen, aber von Menschen war keine Spur zu sehen. Nachdem ich mich im Innern des kleinen, anheimelnden Gotteshauses abgekühlt hatte, setzte ich mich auf die Kirchhofmauer und ließ, vom Winde umweht, den Blick über das weite Land dahinschweifen. Bei dieser Gelegenheit konnte ich beobachten, wie die Elemente an der Zerstörung des Felsens arbeiten. Der Fels ist frei von Alluvium, überall tritt das blättrige Gesehie des Gesteins zu Tage. Unter meinen Tritten mußten sich größere und kleinere Stücke des Schiefers gelockert haben; ich sah jetzt, wie der Wind sie völlig losriß und über den steilabfallenden Abhang ins Thal trieb. Immer neue Bröckchen blätterten ab und nahmen alle denselben Weg in die Tiefe. Jetzt konnte ich mir erklären, weshalb die Kirche auf einer besondern, ihrer Größe genau entsprechenden Erhebung des Felsens zu thronen schien: sie war einfach im Laufe der Zeit dadurch emporgestiegen, daß ihre Umgebung auf die von mir beobachtete Weise langsam gesunken war. So hatte ich Gelegenheit gehabt, einem Prozeß als Zeuge beizuwohnen, dessen Verlauf wir kurzlebigen Erdenöhne in der Regel nur auf dem Wege hypothetischer Schlussfolgerung zu ergründen pflegen.

